

Nr. 58. Bromberg, den 13. März 1934.



Roman von A. Schöneberg.

(6. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Heute um zehn Uhr war die Sitzung des Verwaltungsrats. Wahrscheinlich . . .nein, unbedingt gab es dort Dinge zu hören . . . Dinge von unschätzbarem Wert . . . . für die Ge[illegible]nseite.

Vorsichtig legte sie dem Betäubten einen Wattebausch aufs Kinn, packte die notwendigen Dinge in ihr Stadtköfferchen, und verließ das Haus. Ihr großes Gepäck gab sie lächelnd verloren.

Mit dem Glockenschlag zehn eröffnete Generaldirektor der S. S. C. Dr. Waldheim die Sitzung des Verwaltungsrats. Elf erwartungsvolle Gesichter blickten ihm entgegen. Jeder der anwesenden Herren wußte, daß etwas Besonderes im Werke wa[illegible]. Dr. Waldheim war bekannt als der Mann, der keine Umschweife duldete. Er spannte sie auch jetzt nicht auf die Folter endloser Worte.

Nach ein paar kurzen Begrüßungsworten begann er: „Meine Herren, ich erkenne an Ihren Mienen, daß Sie außerordentliche Dinge erwarten. Sie täuschen sich nicht. Wie Sie in wenigen Minuten hören, handelt es sich um eine Angelegenheit, die für die europäische Zukunft — ich sage mit Absicht nicht für die Zukunft der S. S. C. — von ausschlaggebender Bedeutung ist. Zunächst jedoch muß ich Sie mit der gegenwärtigen Geschäftslage bekannt machen. Die urbar gemachte Fläche, die im Vorjahre rund 90 000 qkm betrug, hat in der ersten Hälfte des laufenden Geschäftsjahres 60 000 qkm bereits überschritten, wir werden in diesem Jahre 120 000 qkm unter den Pflug nehmen. Daher bringen wir statt der 180 000 Siedler des Vorjahres in diesem Jahre 240 000 Siedlerfamilien unter. Das bedeutet — die Familie zu vier Personen gerechnet — rund eine Million Menschen. Unser Aktienkapital hat mit dieser Entwicklung entsprechenden Schritt gehalten. Die im Vorjahre beschlossene Erhöhung des Kapitals ist durchgeführt, so daß es sich von 110 Milliarden Dollar auf 125 Milliarden erhöht hat. Unsere Aktien werden an der Börse mit 195 notiert, und ich kann Sie, meine Herren, versichern, daß sie in der Kürze die 200 überschreiten. Alles in allem — ein Bild glänzender geschäftlicher Lage, aber . . . immerhin muß ich ein Aber an den Schluß meiner Ausführungen setzen. Doch darin will ich Herrn Isenhardt nicht vorgreifen. Herr Chefingenieur Isenhardt hat das Wort."

Isenhardt, der bisher mit gesenktem Blick den Worten Dr. Waldheims zugehört hatte, erhob sich. Sein Blick glitt über die Runde der Männer. Sie waren gewissermaßen der verkörperte Ausdruck der hinter ihnen stehenden Aktienpakete, die auf technische Notwendigkeiten leider meist sauer reagierten. Immer wenn dieser Chef der technischen Abteilung in einer Sitzung erschienen war, hatte es Neuerungen und Kämpfe gegeben. Freilich stets zum Vorteil der Kompanie, das mußte ihm der Neid lassen. Nach ihrer Ansicht ließ sich die Arbeit der Gesellschaft auch in etwas gemächlicherem Tempo vollziehen, als dieser Feuerkopf es wollte.

Langsam begann Isenhardt: „Meine Herren! Der Herr Generaldirektor hat Ihnen das Bild unserer wirtschaftlichen Lage in günstigstem Licht geschildert, und ich muß ihn in sachlicher Richtung hin durchaus unterstützen, aber . . . es ist leider das zweite Mal, daß Ihnen heute dieses Wort entgegenklingt — aber eine Steigerung des Landgewinnes wird sich nicht mehr ermöglichen lassen. Und weiter, meine Herren, was ausschlaggebend ist: In drei oder vier Jahren sind wir am Ende!"

„Oho!"

„Restlos zu Ende!" wiederholte Isenhardt und sah dem Rufer grade in die Augen.

„Undenkbar! — Nicht möglich!" Die Stimmen schwirrten durcheinander. Der Präsident bat um Ruhe.

„Meine Herren! Es ist kein Grund zur Aufregung vorhanden. Es gibt Mittel und Wege, unsere Erfolge auf Jahrzehnte hinaus zu sichern. Doch reichen unsere heutigen Bewässerungsmethoden nicht aus, das Wasser weit genug in die Wüste vorzutragen. Wir stehen mit dem Siedlungswerk an der Grenze der atmosphärischen Einwirkungen. Wie Ihnen bekannt ist, verdunsten wir das Meerwasser an Ort und Stelle mittels seiner eigenen Atomkraft und pressen den Wasserdampf durch Rohrleitungen auf dem kürzesten Wege auf das Gebirge des Atlas, von wo aus er auf natürlichem Wege den betreffenden Gebieten als Regen zugeführt wird. Gewiß können wir das Wasser in beliebiger Menge hochführen, wir erreichen damit jedoch besten Falles eine Überschwemmung der näher gelegenen Gebiete. Dorthin, wo das Wasser gebraucht und gewünscht wird, gelangt es nicht. Jedem Werk sind Grenzen gesetzt, auch dem unseren. Wir haben sie beinahe erreicht."

„Es wird doch wohl noch technische Möglichkeiten geben . . ." warf der Vertreter der USA, ein Mann der praktischen Wirklichkeit unerschüttert ein.

„Jawohl! Ich werde Ihnen sofort meine Vorschläge unterbreiten. Bitte, verfolgen Sie meine Angaben an Hand der Karten."

Isenhardt trat zu der großen an der Wand des Sitzungssaales hängenden Karte des Siedlungsgebietes. „Um es kurz zu machen, meine Herren! Ich bin nach reichlicher Erwägung aller Möglichkeiten zu folgendem Bauplan gekommen: Wir durchstoßen den Gebirgszug des Hohen Atlas quer zur Küste und machen aus dem ganzen Zwischengebiet binnen dem Hohen Atlas und dem Voratlas ein riesiges Wasserreservoir, das wir auf natürlichen Wegen, in der Hauptsache durch das Tal der Saoura abfließen lassen. Wir werden dadurch unser Siedlungsgebiet rechts und links des Flusses nicht nur verdoppeln und verdreifachen können, son-

dern das Wasser reicht aus, den tiefer gelegenen Teil des El-Djuf in beliebiger Ausdehnung unter Wasser zu setzen. Wir erzeugen auf diese Weise einen Binnensee von gigantischen Ausmaßen. Das Wasser müßte allerdings vom Meere aus einige hundert Meter gehoben werden, was jedoch bei den uns zur Verfügung stehenden Kräften keinerlei Schwierigkeiten bereitet."

Isenhardt schwieg.

„Ein grandioses Werk!" rief der Franzose begeistert.

„Und die Kosten?" fragte der bedenkliche, stets auf seine Peseten bedachte Vertreter Spaniens.

Isenhardt stand noch eine Weile stumm. Man merkte ihm eine tiefe Erregung an. „Meine Herren!" sagte er dann leise, aber fest, „das Werk ist gut, dafür stehe ich ein. Aber — — das Gebiet, mit dem wir zu rechnen haben, gehört nicht uns, es gehört den — Schwarzen!"

Der Vertreter Rußlands schnellte von seinem Sessel auf. Feindselig blitzten seine Augen. „Sie treiben uns in den Krieg, Herr Chefingenieur! Ich stimme gegen Ihren Plan!"

Die Vertreter der Südeuropäischen Staaten unterstützten den Russen sofort. Sie als die Nächstliegenden fürchteten die ersten Angriffe der Schwarzen. Sie würden Prellbock sein. Wenige Stunden nach Eröffnung der Feindseligkeiten lagen ihre größten Städte und Industriezentren zertrümmert von den feindlichen Luftbomben.

Die Stimmung wurde erregt. Die Meinungen wendeten sich scharf gegen Isenhardt. Der stand wie aus Erz gegossen. Mit leicht gesenktem Kopf trotzte er dem Ansturm. Endlich hob er beschwichtigend die Hand, zum Zeichen, daß er sprechen wolle. Langsam trat Ruhe ein. Isenhardt war nun vollkommen ruhig. Er begann: „Meine Herren! Neun von zehn in meinem Falle würden Ihnen nun vorrechnen, daß der Plan nicht unbedingt zum Kriege führen müsse, daß dieses und jenes . . . genug, meine Herren! Ich tue es nicht. Ich sage ja! Er wird zum Kriege führen! Wir werden selbstverständlich nichts unversucht lassen, das Gebiet etwa durch Kauf oder langfristige Pachtung zu erwerben. Unsere Bemühungen werden zwecklos sein. Unsere Gegner wollen den Krieg!"

„Undenkbar! — Das geht zu weit!"

„Sie wollen den Krieg! Glauben Sie mir, meine Herren! Ich weiß Bestimmteres über diesen Punkt als Sie. Und ich sage Ihnen unter voller Verantwortung: Wir werden den Waffengang haben auch ohne diese Frage! Ob wir El-Djuf nehmen oder nicht — die Auseinandersetzung mit den Schwarzen kommt so sicher wie der nächste Sonnenaufgang! Noch ist die Stunde der Schwarzen nicht gekommen, weil sie nicht restlos gerüstet sind. Aber eines Tages sind sie es, dann ist die Stunde da! Bedenken Sie weiter: Fast -000 000 Quadratkilometer besten Bodens gewinnen wir mit geringer Mühe. Siedlungsarbeit für 20 Jahre! Siedlungsland für 8—10 Millionen Siedlerfamilien, Brot für 40 bis 50 Millionen weißer Menschen, ein Bollwerk der abendländischen Kultu-!"

Isenhardt setzte sich. Die Gegenflut begann. Der Präsident erbat sich durch ein Klingelzeichen das Wort: „Meine Herren! Die Angelegenheit ist so außerordentlich wichtig, daß sie nicht übers Knie gebrochen werden darf. Ich beraume auf heute in acht Tagen eine neue Konferenz an und bitte um Ihr Einverständnis hierzu. Sie haben inzwischen genügend Zeit, mit Ihren Regierungen bzw. den durch Sie vertretenen Interessentengruppen Fühlung zu nehmen und Ihre endgültige Stellungnahme festzulegen. Lediglich zu meiner vorläufigen Orientierung möchte ich Sie bitten, unverbindlich und vertraulich Ihre persönliche Meinung bekannt zu geben. Wer gegen den Plan ist, möge sich erheben!"

Prompt geschah es: Zehn von den zwölf Herren erhoben sich. Außer dem deutschen Generaldirektor blieb nur der Vertreter Englands sitzen.

Direktor Waldheim dankte den Herren und rief durch ein Glockenzeichen seinen Sekretär herbei. Er übergab ihm die Akten über Sahara-Süd mit dem Auftrag, sie wieder in den Tresor einzuschließen.

Mit nervöser Bewegung zerdrückte der Engländer seine Zigarette im Aschbecher, sprang auf seine langen Beine und trat zum Fenster. Seine Ansicht lautete: Hätten Prediger werden sollen, die Herren! O old England! Du wärest nie ein Weltreich geworden, hättest du solche Männer an deiner Spitze gehabt!

Ein Donnerschlag setzte einen Punkt hinter seinen Gedanken. Ein zweiter folgte. Das Haus erbebte unter den Explosionen. Die Tür knallte auf. Fensterscheiben zerklirrten, Hilferufe und Schreckensrufe durchgellten die Gänge. Im Augenblick waren die Korridore angefüllt mit schreienden Menschen. Die Wachen, die Feuerwehr, der geheime Überwachungs- und Sicherungsdienst traten in Tätigkeit.

Isenhardt und Waldheim rannten beherzt nach dem Explosionsherd, der eine Etage tiefer lag. Die Feuerwehr war schon bei der Aufräumungsarbeit. In zehn Minuten war das Ameisengewimmel beruhigt und die Sachlage geklärt. Zwei Tresore waren gesprengt, ein paar Bündel Geheimakten geraubt und den Einbrechern wieder abgenommen. Zwei von ihnen waren tot, einer gefangen genommen. Ein winziges geheimes Zeichen, eingebrannt auf dem Arm, erwies sie als Agenten der schwarzen Sudan-Defence-Force.

Die Herren des Verwaltungsrates trafen sich später noch einmal im Konferenzzimmer. „Das war bestellte, schwarze Arbeit!" sagte Isenhardt. Er erhielt keine Antwort, nur einige der Herren nickten. Der Schreck saß allen ganz gewaltig in den Gliedern.

„Sie sehen, mit welcher Dreistigkeit vorgegangen wird!" warf der Generaldirektor ein, „nur sind wir diesmal die Stärkeren gewesen. Nichts ist verschwunden. Der Anschlag ist mißglückt!"

Den Herren fiel eine Sorgenlast vom Herzen. Aber der Generaldirektor war im Irrtum: Die Akten über den Fall S-Süd waren verschwunden! Doch das wußte zu dieser Stunde noch kein Angehöriger der S. S. C.

Kurze Zeit bevor Dr. Waldheim die Akten seinem Sekretär übergab, hatte sich in dessen Bureau eine Dame gemeldet, die angab, von Dr. Isenhardt hierher bestellt zu sein und auf ihn warten zu müssen. Die Dame war außergewöhnlich hübsch und trat mit großer Sicherheit auf. Da sie sich im Besitz der vorschriftsmäßigen Eintrittskarte befand, mußte man ihrem Ersuchen stattgeben.

In dem Augenblick, als der Sekretär mit der Mappe S-Süd aus dem Konferenzzimmer zurückkam, erfolgte die erste Explosion. Die Mappe flog auf den Tisch, der Sekretär rannte hinaus. Die Dame fiel in Ohnmacht.

Als der Sekretär zurückkam, waren Dame und Mappe verschwunden.

Die Dame war in den ersten Minuten der größten Aufregung mit den weiblichen Angestellten des Hauses, vom Sicherheitsdienst unbehelligt vorbeigelassen, auf die Straße gelangt.

Das Fehlen der Akten wurde erst später bemerkt.

Harald Rauenstein befand sich in dem Zustand, in dem sich der Mensch am liebsten selbst um die Ohren schlägt, oder falls er weniger einsichtsvoll und verheiratet ist, die Ursache alles Übels seiner Frau in die Schuhe schiebt.

Isenhardt hatte ihn scharf ins Gebet genommen, mittlerweile aber seine Ruhe wiedergewonnen.

„Jedenfalls", so stellte er fest, „wissen wir mit untrüglicher Sicherheit, daß die Marasczinski wieder im Lande ist, nein — war! Denn ich schätze, daß sie nach diesem Unternehmen für einige Zeit verschwinden wird. Wir haben die Fürstin hundertprozentig unterschätzt."

„Und das gestohlene Dokument?"

„Besitzt Mara natürlich. Wir haben sie also zweihundertprozentig unterschätzt! — Mögen die Schwarzen mit den Akten glücklich werden! Diplomatische Schritte können sie daraufhin ja nicht unternehmen, denn es ist selbst in der Hohen Politik nicht üblich, offizielle Schritte mit gestohlenem Material zu belegen. Übrigens hat meine Stellung dadurch nur gewonnen."

„Also beinahe noch ein Vorteil!"

„Ohne Zweifel! Die Herren werden das Feuer fühlen, das uns draußen auf den Nägeln brennt. Meine Niederlage — 10 zu 2, hört sich gut an, nicht? — ist dadurch wesentlich gemildert. Die Abstimmung in acht Tagen wird anders ausfallen. — — — Und nun wollen wir arbeiten, mein Freund! Vorwärts, die Berichte müssen in die Presse!"

Bis spät in die Nacht hinein saßen die Freunde zusammen und arbeiteten Presseberichte aus. Von Zeit zu Zeit begab sich Rauenstein zum Fernsprecher, um Telegramme zu befördern. — — —

(Fortsetzung folgt.)

Die Macht des Zufalls.

Merkwürdige Fügungen des Alltags und die Frage nach ihrem Sinn.

Nach wirklichen Begebenheiten dargestellt von Hans Wörner.

(8. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Wir haben ihr an diesem Abend ebensowenig helfen können, wie wir es im Verlaufe der drei Jahre tun konnten, die Annegretes Mutter dann doch noch lebte. Ihr gesundes Herz, ihr ungebrochener Egoismus, die Zähigkeit, mit der sie am Leben hing und ewig überzeugt blieb, daß sie wieder gesund werden würde, waren noch die geringste Qual für Annegrete, als eben der Umstand, daß sie um ihren Zustand wußte und natürlich die Zuversicht ihrer Mutter äußerlich teilen mußte. Annegrete bekam kurz danach die Stellung jener Röntgenassistentin, die sie damals für zwei Stunden vertreten hatte, denn diese Dame heiratete überraschend jenen jungen Arzt, bei dem Annegretes Mutter an dem verhängnisvollen Vormittag gewesen war. Das merkwürdige Zusammentreffen damals mag auch die beiden Ärzte mit bewogen haben, ihr die Stellung zu geben, obwohl sie natürlich Annegrete in Wirklichkeit gar nicht verpflichtet waren. Diese Stellung konnte gewiß sehr wichtig für Annegrete werden, sie hatte jetzt Arbeit und eine wirtschaftliche Basis für ihre drohende elternlose Zukunft, aber sie brachte es auch mit sich, daß sie ihre Mutter noch sehr oft zum Schein bestrahlen mußte! Die Mutter sprach nämlich ausdrücklich den Wunsch aus, von ihrer eigenen Tochter behandelt zu werden. Man konnte nichts gegen diesen Wunsch tun.

Selbst kurz vor ihrem Tode hat Annegretes Mutter noch von ihrer Tochter die Bestätigung ihrer Hoffnung, daß sie einmal wieder ganz gesund werden würde, erfragt und erhalten. Sie fragte eben so, daß Annegrete ihr als Röntgenassistentin, die es doch wissen werde, zureden mußte, es gebe in Wirklichkeit zwar selten eine langwierigere, aber bestimmt keine weniger gefährliche Krankheit als diese chronische Gewebeentzündung, an der sie litte. Ja, die Mutter begann sogar, sich von der rein medizinischen Seite für ihren Fall zu interessieren, Annegrete mußte ihre Lehrbücher bringen und den scharfen Verstand der Sterbenden immer wieder in die Irre führen.

Als die Frau endlich unter entsetzlichen Begleiterscheinungen starb, war Annegrete ein vollkommen gebrochener, seelisch ausgepumpter Mensch, dessen innere Widerstandskraft für alle Zeiten erlahmt schien. Sie war ein leichtlebiges Kerlchen gewesen, man kann der Ansicht sein, daß sie eine strenge Lebensschule gebrauchte, um zu einem gewissen Ernst zu finden, aber ich glaube doch, daß sie weniger unter der Lehrrute des Lebens gelitten hat als unter der brutalen Folterlust eines Zufalls. Aber ich möchte mich auch in diesem Falle einer Bewertung enthalten und jedem Leser freistellen, welche Eingebung er den so verschiedenartigen Erscheinungsformen des Zufalls angedeihen lassen will.

Eine Kugel von irgendwoher.

Unter den vielen Streikunruhen, von denen die Vereinigten Staaten im Laufe der depressiven Wirtschaftsentwicklung der letzten vier Jahre betroffen worden sind, waren die Krawalltage in Philadelphia diejenigen, von denen sich eigentlich am wenigsten zu reden lohnt. Es gab, es war im Oktober vorigen Jahres, nur drei Verletzte, die Gummistöcke der Polizisten hinterließen keine Keime in ihren Platzwunden, und diese Wunden heilten schnell. Außerdem traf eine verirrte Kugel einen Unbeteiligten. Diese Kugel wurde von einem aufgeregten Demonstranten ziellos in die Luft geschickt, sie durchschlug das Doppelfenster eines kleinen Hotelzimmers in einer an sich ganz ruhigen Nebenstraße und tötete dort einen Mann, einen Iren namens O'Neil. Ich hätte diesen Namen, unter dem ich mir auch heute noch nicht viel anderes vorstellen kann als einen mittelmäßigen, wenig kultivierten, etwas jähzornigen und alles in allem unbedeutenden Mann, nie erfahren, hätte ich nicht vor einiger Zeit in Hannover den Bruder seiner ehemaligen Frau kennengelernt. Diese Frau ist also eine Deutsche.

Sie hieß mit ihrem Mädchennamen Friedel Kardelbach und übte den Beruf einer Modistin aus, ehe sie nach Amerika auswanderte. Das geschah im Sommer 1928 und hatte einen immerhin erwähnenswerten Grund. Friedel war mit einem jungen Ingenieur verlobt, den sie von Jugend auf kannte. Leider stellten sich einer Heirat in der damaligen Zeit außerordentliche Schwierigkeiten entgegen, die vor allem in der Aussichtslosigkeit bestanden, eine Ingenieurstellung für Peter Tönies zu bekommen. Das Paar wartete seit Jahren, die Hoffnung sank immer mehr, das Verlöbnis wurde langsam von der Mutlosigkeit untergraben. Als ein bekanntes Berliner Modehaus Fräulein Kardenbach einen Auftrag anbot, für die Firma nach Amerika zu gehen, um dort die modischen Geschmacksentwicklungen zu verfolgen, damit sich die Exportabteilung jenes Berliner Hauses möglichst schnell und in innigem Kontakt mit einer eigenen Beobachterin danach richten könne, nahm sie diesen Auftrag an. Der Abschied von ihrem zurückbleibenden Verlobten war zwar schmerzlich, stand aber unter dem Schatten einer notwendigen und vielleicht auch endgültigen Trennung.

Wirklich war ein Briefwechsel zwischen den beiden nicht imstande, das Verhältnis aufrecht zu erhalten. Peter Tönis, jener stellungslose Ingenieur, konnte nichts Erfreuliches berichten, Fräulein Kardenbach dagegen war mit ihrer Stellung in der neuen Welt sehr zufrieden. Außer der großen räumlichen Entfernung klaffte zwischen den beiden regelrecht eine soziale Kluft. Sie schickten sich die Ringe zurück.

Von Elfriedes Bruder hörte Tönies bald darauf, Friedel habe sich in Amerika mit einem jungen Iren, Montageleiter in einer Automobilfabrik, verheiratet. Er gestattete sich in der Folgezeit nur selten, mehr über ihr Ergehen und den Inhalt ihrer Briefe zu erfragen, hörte aber aus Friedels Bruder, der in dieser Zeit sein Freund wurde, heraus, Friedels Ehe könne so sehr glücklich nicht sein. So lagen die Dinge, als Tönies in einer einzigen Woche zwei entscheidende Briefe erhielt. Der erste bot ihm eine Stellung als Ingenieurassistent einer deutschen Reederei an, deren Schiffe zwischen Hamburg und Newyork liefen. Der zweite Brief war von niemandem anders als von Friedel O'Neil und glich einem Hilfeschrei, mit dem sie sich in größter Not an ihren früheren Verlobten wandte. Sie schrieb, O'Neils Jähzorn, seine Trunksucht und seine durch den Verlust seiner Stellung unerträglich gewordene Rücksichtslosigkeit machten ihr das Leben zur Hölle. Sie erwarte ein Kind und blicke, zumal ihre eigene Arbeit immer geringeren Lohn abwerfe, mit trüben Gedanken in die Zukunft.

Peter Tönies beantwortete diesen Brief von Hamburg aus, von wo er seine erste Reise als Schiffsingenieur antrat. Er fand nicht sehr viel Worte in diesem Brief, aber er schickte von seinem Heuervorschuß an Friedel, soviel er entbehren konnte. Friedel war so in Not, daß sie das Geld annahm. Sie schrieb, es bliebe ihr nicht viel anderes übrig, als seine Hand zu ergreifen und sie sei froh, daß es nicht irgend eine beliebige, sondern Peters Hand sei, die sie vor dem Schlimmsten bewahre. Fast zwei volle Jahre lang blieben die Verhältnisse so. Friedel ertrug drüben wirtschaftliche und seelische Not, Tönies schrieb und schickte Geld. Im September vorigen Jahres aber entdeckte O'Neil die Zusammenhänge und beanspruchte einen Teil des Geldes, das dieser deutsche Narr jeden Monat schickte, für sich!

Damit hatte die Entwicklung ihren Höhepunkt erreicht. Tönies nahm einen kurzen Urlaub, als sein Schiff gerade mit Dockarbeiten in Newyork lag, und die beiden trafen sich in einem kleinen Boardinghouse in Philadelphia. Friedel brachte ihr Kind mit. Sie beschlossen, Friedel und das Kind sollten mit Tönies nach Newyork reisen. Dort wollte Friedel ihre Scheidung, Peter ihre Rückwanderung regeln. In Hamburg sollte sich alles weitere finden. Man war schon im Begriff, aufzubrechen, als O'Neil dazukam! Es gab eine böse Szene, der Ire war betrunken, durch das Fenster scholl der Lärm einer Streikunruhe. Friedels rechtmäßiger Mann verlangte, sie habe bei ihm zu bleiben, er drohte mit der Polizei. Es war nicht abzusehen, wie das Zusammentreffen in dem billigen, nüchternen Hotelzimmer enden würde.

Schon im Begriff, sich auf Tönies zu stürzen, stockte plötzlich O'Neil und sank in sich zusammen. Von der Fensterbank klingelten ein paar Glasscherben auf den Fußboden. Und O'Neil war tot! Herzschuß durch eine verirrte Kugel, die einzige, die bei den unbedeutenden Straßenunruhen überhaupt abgegeben worden war!

(Fortsetzung folgt.)

Eine seltsame Schachpartie.

Von Gerhard Uhde.

Um ein in Privatbesitz befindliches Bild eines mir bekannten Malers anzusehen, war ich in das Haus gekommen. Man hatte mir nur von der Frau erzählt, daß sie überaus liebenswürdig sein sollte. Mit Wärme empfing sie mich und wies mich die Treppe hinauf, indem sie sagte: „Es hängt bei meinem Mann, er liebt das Bild so sehr." Zärtlichkeit klang in ihrer Stimme, aber zugleich vermittelten ihre Worte etwas von einem eigentümlichen seelischen Hintergrunde. Ich spürte eine leise Beklemmung, und wiewohl ich mich solcher Empfindsamkeit schalt, mußte ich mich auf Besonderes vorbereiten.

Sie öffnete eine Tür, ich trat in ein sonnenlichtes, behagliches Zimmer und erkannte vor mir das Bild, um dessentwillen ich gekommen war. „Darf ich Ihnen meinen Mann vorstellen?" sagte sie da. Ich hatte den Erker rechts noch nicht bemerkt und war nun trotz meiner vorbereiteten Haltung ungeschützt gegen den überraschenden Eindruck. „Der Herr möchte sich das Bild ansehen", sagte sie und nannte meinen Namen. Ich konnte es nicht; denn der Anblick des entstellten Menschen, der da schräg im Liegestuhl lag, hatte mich verwirrt. Er wollte reden, um seine Freude auszudrücken, die in den Augen leuchtete, aber aus dem geschlossenen Kiefer wurden nur ein paar ungeformte Laute herausgestoßen. „Du mußt deutlicher sprechen", sagte sie wie mit gütiger Führung zu einem Kinde, „sonst versteht man dich ja nicht." Er versuchte seinen Körper zu heben, um den Lauten zu helfen. Auch sein Rückgrat war verkrüppelt. Ich hörte, daß er wohl sagen wollte, es freue ihn, und gab ihm die Hand.

Bedrückt wandte ich mich ab und schritt zum Bilde. Aber ich fand keine Sammlung. Die Wirklichkeit, die mich umgab, war stärker als mein Wille, mich einem Kunstwerk hinzugeben.

„Nun, wie gefällt Ihnen das Bild?" fragte sie, als ich ein Stück zurücktrat. Ich weiß nicht mehr, was ich geantwortet habe, denn sie fragte mich: „Können Sie Schach spielen?" Ich nickte. „Würden Sie wohl meinem Mann eine Freude bereiten wollen?"

Fünfzehn Jahre ist der Krieg vorbei, fünfzehn Jahre schon erfüllt die Frau ihre Pflicht. Und du willst das kleine Unbehagen nicht verwinden, für diese kurze Zeit?

Sie rückte ein Tischchen zurecht, ich stellte die Schachfiguren auf. Ob sie sich für eine Weile entfernen dürfe, fragte sie und ließ uns allein.

Er war glücklich, er versuchte es auszusprechen. Ich sah verlegen auf die Figuren und sagte: „Schach ist ein sehr schönes Spiel." Und wieder störten mich seine gebellten Freudenlaute. Er hatte große Mühe, seine Hand die Figuren führen zu lassen. Aber seine Gedanken waren unermüdlich, sie verlangten nach schnellerer Ausführung. Er griff zu und stieß fünf Figuren um. „Oh!" bedauerte er.

„Das ist nicht schlimm", wehrte ich ab und stellte sie auf. Er lächelte dankbar und versuchte es von neuem, aber er mußte seinen Arm fallen lassen. „Wir können ja noch ein bißchen warten", meinte ich und ermahnte mich gegen meine Unruhe. Doch in seiner Freude begehrte er voran. Ich wollte für ihn ziehen, ich begriff nicht, welche Figur er meinte, ich faßte verschiedene an, er schüttelte den Kopf. Da stieß der Wille wieder seine Hand empor, sie schlug ans Brett, es fielen alle Figuren um. Ich bückte mich nach denen, die auf dem Boden lagen, und verweilte länger, als ich brauchte, in gebeugter Haltung.

Wenn du hier lägest, so furchtbar getroffen von dem Schicksal des Krieges . . . Ich kam dem Krüppel näher mit diesem Gedanken, ich trat in ihn ein und sah die Welt mit seinen Augen und erlitt sie mit seinem Herzen. Du stiller Held, dachte ich, auf dessen Schultern ein ganzes Volk in verheißungsvolle Zukunft schreitet. Du Überwinder, der du unbeirrbar bist, ohne Klagen und Murren, obwohl dich jede Regung deines glühenden Lebenswunsches in Leid und Schmerzen schickt . . .

Er war traurig, als es mir nicht gelang, die Figuren hinzustellen, wie sie gestanden hatten. Aber nun fühlte ich Kraft in mir, zehnfache Kraft in meinem Herzen. „Beginnen wir ein neues Spiel!" Er strahlte, und nun verstand ich auch seine Laute; er brauchte kaum seine Hand zu heben, ich konnte mich führen lassen und spielte mit ihm Schach gegen mich.

„Man muß sich erst daran gewöhnen, nicht wahr?" sagte die Frau, als ich mich später verabschiedete. „Ja", antwortete ich, „aber dann wird man belohnt." Und ich sah den Krüppel noch lange vor mir, wie er lächelte.



Der Zweite.

Beim chirurgischen Kolleg fragt der Professor einen neu hinzugekommenen Studiosus:

„Sagen Sie mir, welche beiden Ärzte halten Sie für die größten Mediziner, die Deutschland jemals hervorgebracht hat?"

„Rudolf Virchow und . . . und . . . verzeihen Sie, Herr Professor, ich habe Ihren Namen nicht verstanden, als ich hier reinkam . . ."

*

Krach.



„Und jetzt sagst du mir die Adresse deiner Witwe!"

*

Helfer in der Not.



„Hände hoch — ich suche Geld!"
„Licht machen — ich suche mit!"

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.